

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, [circa 1881]

Auf einem großen Gute

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)

einziges Gebäude, Haus, Stall, Scheune oder was sonst, wo nicht wenigstens ein Nest, häufig aber ihrer zwei, ja selbst drei sich auf den Giebelenden und auch in der Mitte der Dächer zeigten.

Der Eindruck eines solchen Dorfes war ein höchst eigenthümlicher. Verfallen erschien nichts, denn dazu waren die Leute eben zu klug; aber alt und altmodisch zeigte es sich und vor allem, auch in Ansehung der Anschauungen dieser Menschen selber, abgelegen von der Welt, mit der sie wenig zu thun hatten und nach der sie kaum fragten. An den Chaussees hat man derartige alte Dörfer nie gefunden, oder wenn wirklich ein ähnliches von einer solchen Kunststraße gestreift wurde, so brachte dieselbe augenblicklich die tiefgreifendsten Veränderungen mit sich. An der Chaussee gibt es nur geordnete, geradzeilige, aufgeräumte Dörfer. Alles ist glatt und flach und ausgeputzt für fremde Blicke. Die Mauern sind massiv, die Dächer von Stein, und der Stadt- oder Regierungsbaumeister hat ein ganz sauberes Pfarrhaus dahin gesetzt mit einer Reihe von Linden davor, die in dreißig Jahren vermuthlich erwünschten Schatten geben. Das alte Haus, in welchem man so herzlich fromm und vergnügt und so genügsam war, und wo es den zahlreichen Gästen so wohl wurde, war eben zu eng, zu dumpf und Gott weiß, was noch sonst geworden. Ob's im neuen hellen, geräumigen und lustigen, behaglicher wird? — Wir glauben nur: „komfortabler“.

Aber auch in den stillsten Winkeln des Ländchens verschwinden, wie gesagt, die alten Dörfer mit ihren schönen Bäumen, den holperigen Straßen und ihrer ganzen malerischen Unordnung. „Kultur“, „Fortschritt“ und „Polizei“ gestatten nichts Eigenartiges und Altmodisches mehr. Wollt ihr ein unterscheidendes Merkmal haben, so seht vor allem auf die Dächer. Das dunkle Strohdach macht überall dem hellen rothen Ziegeldach Platz — zum Schmerz der Alten. Denn das erstere ist kühler im Sommer und wärmer im Winter, und das letztere schließt die Feuergefährlichkeit nicht aus. Kommt der Brand einmal in solchen Ort, so macht der unermessliche Brennstoff dennoch jede Menschenkunst und jede Menschenhilfe ziemlich illusorisch.

Auf einem großen Gute.

Wenn wir weiter fahren, so finden wir ungefähr das Gleiche, was wir bisher zu schildern versuchten. Sind wir in der Nähe der See, so gewinnen wir unterwegs vielleicht einen Blick auf diese und erhalten dadurch einen neuen Zug in dem Gesamtbilde der Landschaft. Kommen wir durch eine der oben erwähnten sandigen oder moorigen Strecken, so erscheinen die Felder dürrtiger, die Wiesen und der Laubwald verschwinden und statt ihrer finden wir auf unserem Wege nur größere oder kleinere, allenfalls von Birken durchsprengte Nadelholzbestände, ein Stück Heide mit seiner eigenthümlichen Flora, ein Torfmoor mit seinem, man möchte sagen: krankhaften Grün, mit den Kanälen voll dunkeln Wassers und den schwarzen Haufen des fertigen Torfs. Im Allgemeinen und in dem Haupttheile des Landes aber bilden, wie wir schon oben sagten, solche Strecken doch immer Ausnahmen. Obgleich selbstverständlich überall neben dem reichen Boden auch geringerer vorkommt und sich durch den Stand der Feldfrüchte bemerklich macht, so bleiben doch Eintheilung und Bestellung und auch die Fruchtarten stets so ziemlich dieselben. Ein wirklicher Unterschied in dem Landschaftsbilde zeigt sich nur da, wo eines der Bauerdörfer, wie es neuerdings häufig geschieht, zertheilt ist und die einzelnen Höfe in der Mitte ihres zusammengelegten Besizes neu erbaut sind. Natürlich wird die Landschaft dadurch belebter und gewissermaßen auch wechselvoller.

Jetzt ziehen wir noch einmal durch die Feldmark eines großen Gutes; aber unser Weg führt uns diesmal nicht in der Ferne an demselben vorüber, sondern gerade auf den „Hof“ zu. Da wir uns von hinten nahen, so sehen wir einstweilen weder von ihm selber, noch von dem dazu gehörigen Dorfe etwas Nennenswerthes, es müßte denn sein, daß sich das letztere schräg zöge und das eine oder andere der äußersten Häuschen sichtbar

werden ließe, oder daß sich eine Windmühle zeigte. Allein was wir erblicken, macht dennoch, auch ohne die Gebäude, schon den Eindruck eines größeren und reicheren Besitzes. Der Wald, um es so zu heißen, der alles Menschenwerk verdeckt, offenbart sich schon weit in die Ferne hinaus als kein wirklicher, sondern nur als der Theil eines Parks oder eines großen, nicht bloß dem Nutzen dienenden Gartens. Die gewaltigen Tannen, die sich aus seiner Tiefe thurmgleich in die Luft heben, sind keine sogenannten Nutzbäume, sondern ersichtlich vor unvordenklichen Zeiten einmal zur Zierde angepflanzt und seitdem von Generationen auf Generationen in Ehren gehalten und gehütet worden, bis die ragenden dunkeln Wipfel jetzt als Wahrzeichen weit ins Land hinaus grünen.

Und wir kommen näher und erkennen auch schon Einzelheiten. Wir sehen nun wohl, daß es wirklich ein Park oder baum- und buschreicher Garten ist, was wir vor uns haben. An der Rückseite, vom Gefilde durch einen tiefen Graben geschieden, ein wenig erhöht und hinter einem einfachen, grün überwachsenen Zaun, zieht sich mit schlanken Stämmen und lichtgrüner Wölbung ein langer Buchengang hin, hüben und drüben von kleinen, mit auch schon alten Linden umgebenen, noch mehr erhöhten Plätzen begrenzt. Vielleicht treibt sich dort gerade eine muntere Gesellschaft um, helle Sommerkleider glänzen und heitere Stimmen, fröhliches Lachen klingen zu uns herüber. Hinter der Allee, wo es allerwärts noch dicht und hoch und schattig sich hebt, lauscht aus den laubigen Tiefen ein kleines Gartenhaus hervor und zeugt von der Ausdehnung des Parks und der Liebe seiner Besitzer zur Natur. —

So geht's nun auch noch eine tüchtige Strecke weiter, entlang am Park und darauf an dem offeneren Terrain eines großen Gartens, mit Blumen- und Gebüschpartien, mit Rasenplätzen und einzelnen schönen alten Bäumen. Dann steht ihr vor euch einzelne, mächtige Hofgebäude, sowie zugleich weiterhin auch schon die Dorfhäuser, und jetzt biegt ihr um das nächste Bauwerk und fahrt auf den eigentlichen „Hof“ und vor das Herrschaftshaus.

Von älteren Profanbauwerken findet sich im Ländchen außerhalb der Städte, von denen aber auch nur Stralsund und Greifswald noch das eine und andere in dieser Art nothdürftig bewahrt haben, so gut wie gar nichts mehr. Vor allem ist hier an „stolze“ Burgtrümmer nicht zu denken, wie uns solche am Rhein und Redar von jeder Höhe herunter anschauen. Man muß freilich bedenken, daß die Verhältnisse und die Natur von Land und Leuten dort und hier sehr verschiedene waren. Der hiesige, gleichfalls wohl ganz hübsch wilde, rauf- und raublustige, aber kleine und arme Adel besaß weder die rechten Mittel, noch auch nur die rechten Plätze zu starken oder prächtigen Herrensitzen, und wo es dennoch irgendwo ein richtiges Raubnest gab, waren alsbald hier so gut wie dort die Städte bei der Hand, demselben den Garaus zu machen. Dann aber ist auch schon das Klima der Conservirung alter Bauwerke um vieles weniger günstig, und endlich darf man nicht der Kriege vergessen, welche zumal während der letzten beiden Jahrhunderte einer nach dem anderen durch das ohnehin spärlich bevölkerte und nothdürftig angebaute Ländchen hintobten und dasselbe bis in Grund und Boden ruinirten und verwüsteten. Die grausamen Verheerungen des dreißigjährigen Krieges trafen diesen Theil Pommerns nicht weniger hart als irgend eine andere Gegend Deutschlands; die schwedischen Kämpfe in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts führten aufs neue, Gott weiß wie viele Potentaten mit ihrer entmenschten Soldateska herbei; dann folgte der schreckliche „nordische“ Krieg, wo das Verderben ein größeres und ausgebreiteteres wurde als je zuvor; beim siebenjährigen Kriege blieben die schlimmen Erfahrungen und schweren Verluste gleichfalls nicht aus. Und endlich kam zu Anfang unseres Jahrhunderts die „Franzosenzeit“ und gab dem Ländchen vollends den Rest. Man muß, gleich uns vordem, noch die Schilderungen der Zeitgenossen vernommen haben, über die wilde Wirthschaft, der vorzugsweise gerade das platte Land zum Opfer fiel, um zu begreifen, daß es mit aller noch übrigen Wohlhabenheit und selbst den Resten früheren Glanzes ein Ende haben mußte.

Aber es war damit nicht genug. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts begannen auch hier die Nützlichkeitsprinzipler aufzutreten und sängen ihre Thätigkeit mit erschreckender Rührtheit, Bornirtheit und Gewaltthamkeit an zu entwickeln. Von allem, was als Pietät, Kunstsinne und Geschmack hätte bezeichnet werden können, ließ sich nichts mehr spüren, alles sah nur auf den gleichviel wie geringen, oder nur angeblichen Vortheil

und den ersten besten, sogenannten Rußen. So gingen dem Ländchen denn auch die letzten historischen Denkmäler verloren, an denen es ohnehin niemals reich gewesen war. Das Herzogschloß zu Wolgast, welches wir auf dem alten Merian'schen Bilde noch in seiner ganzen Großartigkeit und seinem vollen Stolz vor Augen haben, hatte zwar, jezt ungefähr vor 200 Jahren, in den Kriegen von 1675 und 1676, bereits schwer gelitten, indem es anfangs von den Brandenburgern und später von den Schweden belagert, bestürmt und zerstört wurde. Aber es hatte sich trotzdem und trotz der folgenden vollständigen Vernachlässigung, noch fast hundert Jahre lang als eine mächtige Ruine erhalten, in welcher obendarein sogar noch manches ganz leidlich erhalten war. Nun wurde es zum Untergang verdammt und als Steinbruch benützt, bis nur die prachtvollen Keller übrig blieben, weil sie sich gut zu Magazinen verwenden ließen. — Wrangelsburg, ein Schloß des alten berühmten schwedischen Marschalls, ein



Schloß Thurow.

paar Stunden von Greifswald an einem jagenreichen Waldsee gelegen, von Früheren als prächtiges Bauwerk und wegen seiner glänzenden Einrichtung gerühmt, existirte, ob auch als baufällige Ruine, noch bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wo es dann gleichfalls demolirt und seine Steine zur Aufführung von Scheunen oder Viehställen verwendet wurden. Und so ging es auch an anderen Stellen zu.

Als ein wirklich alterthümliches Haus oder Schloß, das früheren Jahrhunderten entstammt, baulich nicht gerade ausgezeichnet, aber von ersichtlich eiserner Festigkeit und von einem gewissen düsteren Charakter, ja — vor dem wenigstens — noch mit einem Graben und den Resten einer starken Ringmauer umgeben — kennen oder kannten wir vielmehr im Grunde nur eines, welches unser Künstler an Ort und Stelle gezeichnet hat. Das ist das Schloß zu Thurow, einem großen Gute im Grimmer Kreise. Es schließt sich an dasselbe und seinen tiefen Graben eine Sage, welche hier ihre Stelle finden mag.

Vor 250—300 Jahren lebte auf dem Schlosse ein Edelmann, Namens Bono, ein reicher, geiziger, gewaltthätiger und erbarmensloser Herr seiner Unterthanen. Zu der angegebenen Zeit rief er eines Tages die zum Gute

gehörenden sieben Bauern auf und befahl ihnen den tiefen und breiten Graben anzulegen, von dem wir gesagt haben. Er versprach ihnen ein gutes Tagelohn, und die Bauern arbeiteten drei volle Jahre daran, alle Tage und mit ihren Weibern und Kindern, damit sie desto eher zu ihrem Lohne kommen möchten. Nach Beendigung der Arbeit rechnete der Schloßherr auch alsbald mit ihnen ab, allein er machte ihnen so viele Gegenrechnungen, für Essen und Trinken, so sie bei ihm erhalten, für Schippen und Spaten, so sie verdorben, und für andere Sachen, daß die Bauern nicht mehr als sieben Schillinge, also der Mann einen Schilling. (8 Pfennige preußisch) für alle drei Jahre heraus haben sollten. Damit wollten die Bauern nicht zufrieden sein und beschwerten sich bitter bei dem Herrn. Anfangs drohte er ihnen. Auf einmal aber gab er gute Worte und versprach ihnen ihren vollen Lohn; sie sollten nur mit ihm kommen, in eine Stube, die hinten im Schlosse lag, da wollte er alles auszahlen. Also lockte er sie in das entlegene Gemach, und wie er sie alle sieben darin hatte, ließ er sie dort lebendig einmauern, daß sie eines jämmerlichen Todes sterben mußten. — Als nun aber das Winseln des Letzten nicht mehr gehört wurde, da fuhr auf einmal der Teufel in den Schloßherrn und ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er oben in seine Stube ging, sein Gewehr von der Wand nahm und sich damit eine Kugel durch den Kopf schoß, daß das Blut bis oben an die Decke spritzte.

Diese Blutsfleck sieht man noch jetzt dort; man hat sie mit keiner Kunst vertilgen können, und wenn die Stellen auch zwanzigmal hintereinander übertüncht werden, so kommen sie doch jedesmal gleich wieder zum Vorschein. Auch die Knochen der sieben eingemauerten Bauern liegen noch unten in der Stube, es darf kein Mensch sie von da fortnehmen. Den Schloßherrn und die Bauern sieht man jede Nacht herumspuken. —

Was es sonst noch von älteren schloßartigen, oder richtiger gesagt, eben nur mehrstöckigen Herrschaftshäusern auf dem Lande gibt, stammt seiner jetzigen Gestalt nach, mit sehr seltenen Ausnahmen, höchstens aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Meistens aber waren — und sind zum Theil noch — diese Gebäude, ob auch mit festen Mauern, so einfach, wie irgend denkbar und unterscheiden sich im Grunde nur durch die Ausdehnung, die zahlreicheren und größeren Fenster und die alten Bäume von den übrigen ländlichen Gebäuden: ein langes, niedriges Parterre und ein, höchstens durch ein Frontispice unterbrochenes Strohdach darüber, das war alles. Ganz ähnlich einfach, nur mit etwas höheren Mauern und einem Ziegeldach, sind eine ganze Reihe neuerbauter Herrenhäuser. Und endlich entstanden in den vierziger und fünfziger Jahren statt der alten bescheidenen Wohnungen eine Anzahl von Prachtbauten von bald villen-, bald schloß- oder burgartigem Charakter, als Zeichen des sich hebenden Geschmacks, des angewachsenen Reichthums und gesteigerten Luxus und zur Zierde der Landschaft.

Hier sind wir nun noch vor einem Hause jener alten unscheinbaren Art: die Mauern sind hochbejahrt, aber noch fest und sicher; die Fenster mit hellen Scheiben, die Thür ist hoch und breit, allein über dem Ganzen liegt unverändert das getreulich schirmende dunkle Stroh- oder Rohrdach. Die Familie hat darin seit hundert Jahren und länger in Ehren gehaust und gute und böse Tage verlebt. Und ob auch für sie allmählich allerhand Anbauten nothwendig erschienen, weil der Raum im ursprünglichen alten Hause doch gar zu beschränkt war und den Bedürfnissen und Forderungen des jetzigen Lebens allzuwenig entsprach, so sind sie doch gleichfalls so ziemlich im Charakter des Ganzen gehalten, und der Hausherr meint behaglich und gemüthsrühig, in seinem Sinne reiche das gute, warme Nest auch noch auf hundert weitere Jahre völlig aus. Und weshalb auch nicht? Die Zimmer sind zahlreich und geräumig, hoch und lustig und auch wieder trocken und warm, nicht prächtig, aber freundlich und auch wohl ziemlich, und wenn nicht der Luxus, so blickt euch doch überall, aus allem und jedem, aus den Menschen, möchten wir sagen, wie aus ihrer Umgebung, die Sauberkeit, der Geschmack, der gediegene Wohlstand, eine gewisse, ruhige Bornehmheit an. Darum wird es Einem auch alsbald so unendlich behaglich und warm in solchen Räumen und einem solchen Kreise.

Vor dem Hause fehlt es an bequemen Ruheplätzen nicht, es finden sich schöne Bäume, sei es einzeln, sei es an der ganzen Front entlang, zum Schmuck, aber auch zum Schutz gegen Sonne und Wind. Dann breitet sich



Hof mit Wirthschaftsgebäuden.

ein kleinerer oder größerer freier Raum aus, hier ein wirklicher Vorgarten, dort nur ein von dem Fahrwege umkreister Rasenplatz, und darauf folgt, aus den Fenstern des Hauses völlig übersehbar, zwischen den Wirthschaftsgebäuden der eigentliche „Hof“.

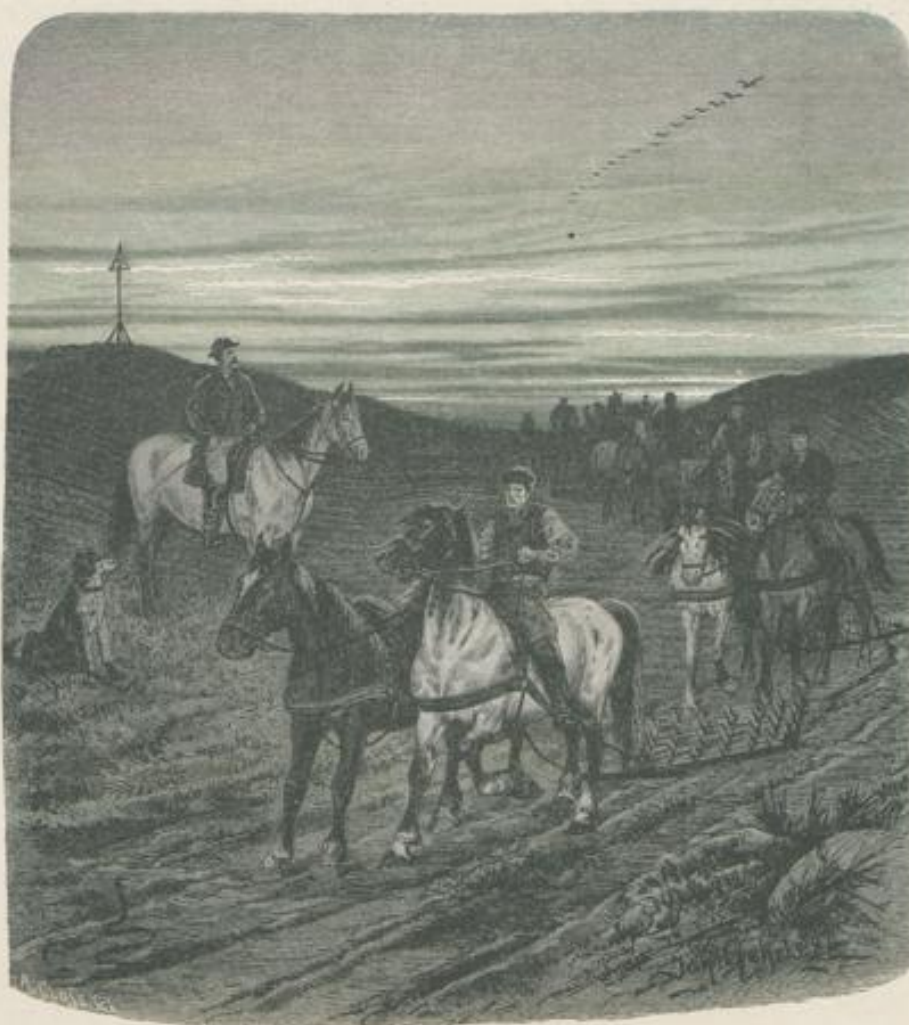
Ein solcher Wirthschaftshof und eine solche „Wirthschaft“ ist ein Etwas, von dem man sich in vielen Theilen unseres Vaterlandes, zum wenigsten in der Ausdehnung des einen und der Komplizirtheit der anderen, gar keinen Begriff macht. Nehmt einen Raum, der unter Umständen gegen 300 Schritt lang und gegen 150 breit sein mag, in der Mitte durch den Hauptdamm getheilt, der zum Herrenhause führt, nach den Seiten hin von Nebendämmen oder festen Wegen durchschnitten, durch Stateten, Bäume oder andere Grenzen in verschiedene Unterabtheilungen zerlegt, wo irgend möglich mit einem größeren oder kleineren Teich versehen, hier oder dort von einem oder ein paar Bäumen beschattet. Und rings umher nun die zahlreichen, langgestreckten Gebäude — insgesammt die „Zimmer“ geheißten —, welcher Name aber im Einzelnen, abwechselnd mit „Haus“ nur dem Kuhstalle zukommt, während das übrige Gethier in seinen „Ställen“ haust und Getreide und Futter in den „Scheunen“ lagert.

Seht euch diese Gebäude nur an. Sie liegen links und rechts und häufig an der Straße quer vor, so daß hier für die Haupteinfahrt nur ein mäßiger Raum bleibt. Man sieht es ihnen im Allgemeinen allerwärts an, daß sie insgesammt aus der neueren Zeit stammen, denn erst die neuere Zeit hat den großartigen Aufschwung der Landwirthschaft gebracht und machte immer größere und solidere Gebäude nöthig. Es gibt kaum ein Gut im Lande, wo, ob auch nicht immer das Wohnhaus, aber wenigstens der Hof in den letzten dreißig oder vierzig Jahren nicht vollständig neu auf- und umgebaut worden wäre.

Meistens ganz massiv und auch mit einem Ziegeldach versehen ist stets ganz in der Nähe des Wohnhauses der Pferdestall — er muß außer den Reitpferden und dem „Rutschgespann“ noch vier bis zehn „Baugespannen“, d. h. von Arbeitspferden und überdies vielleicht noch mehreren einzelnen zu besonderen Zwecken gehaltenen Gäulen, Unterkommen gewähren. Dann — wir halten uns freilich nicht an eine bestimmte Reihenfolge — kommt das „Biehzimmer“, in welchem sehr große Herden, ja hie und da wohl über hundert „Häupter“ genügenden Platz finden müssen. In einem Anbau oder besonderen Hause stehen die Arbeitsochsen und, wiederum im besonderen Stall, die Kälber und das „Jungvieh“. — Da kommen der Schaffstall oder auch ein paar derartige Gebäude, da die Herden jedenfalls in die vielen Hunderte, nicht selten aber auch in die Tausende gehen und, wo zum Beispiel eine Stammschäferei ist, die Böde gleichfalls ihr eigenes größeres Quartier verlangen. Der Schweinestall ist neuerdings

überall sehr solide, geräumig und sauber, die Ställe des äußerst zahlreichen Geflügels aller Arten nehmen, außer dem Taubenhaus, einen nicht geringen Raum in Anspruch. Die Remisen für die Herrschaftswagen und alle Acker- und Wirthschaftsgeräthe, nebst dem „Schauer“, wo der Arbeiter, der alles dies im Stande zu halten hat, gewissermaßen seine Werkstatt findet, bedürfen wiederum ihren eigenen und nicht kleinen Platz.

Zwischen diesem allem erheben sich die drei, vier und noch mehr gewaltigen Scheunen, in denen die Heuvorräthe und die Getreideernte untergebracht werden soll und häufig genug doch bei weitem nicht untergebracht werden kann, so daß in guten Jahren im Felde um den Hof her noch zahlreiche, dreißig-, vierzig- und viel mehr-



Heimkehrende Feldarbeiter mit dem Inspektor.

fuderige „Miethen“, d. h. Getreidehaufen oder richtiger gesagt: „Berge“, aufgesetzt werden müssen. Und wenn sich hierzu nun, wie neuerdings häufig, wiederum besondere Gebäude für allerlei Maschinen zu allerlei Nebenunternehmungen oder gar für eine Brennerei gesellen, so fehlt ihr wohl, wie der geräumige Hof doch bei weitem nicht Platz genug bietet und auf großen Gütern sich an den ersten wohl noch ein zweiter, kaum kleinerer anschließen muß.

Und jetzt habt ihr für die gesammte Innenwirthschaft und die Menschen noch immer keinen Raum, denn daß dies alles im, gleichviel wie großen Wohnhause Platz fände, daran ist selbst da, wo die „Herrschaft“ nicht zu vornehm und exclusiv geworden, kaum zu denken. Da sind die Milchwirthschaft mit allem, was dazu gehört, der Backofen und die Backstube; die Vorrathsräume, die Herrschafts- und die „Leuteküche“ und wer weiß, was noch sonst. Da verlangen der oder die Wirthschafter — „Inspektoren“, „Schreiber“ — und Lehrlinge, die Wirth-

schafterin ihre eigenen Zimmer, die „Herren-“, und die „Leuteköchin“, die „Hausmädchen“ und die „Auszendirnen“ ihr Unterkommen, da wollen, während die verheiratheten Bediensteten meistens, und natürlich immer die Tagelöhner, im Dorf ihre Behausung und eigene Wirthschaft haben, der Kutscher und — je nachdem — der Reitknecht, der Diener, die übrigen zahlreichen Knechte und „Jungen“ ihre Schlaf- und Speiseräume. Daß an solchem Tisch Tag ein Tag aus zwanzig bis dreißig Menschen Morgens, Mittags und Abends gespeist werden, ist nichts Ungewöhnliches, und wenn in der Ernte noch, wie häufig, fremde Arbeiter dazu kommen, so mögen's auch wohl vierzig bis fünfzig Kostgänger werden.

Da muß denn oft oder vielmehr meistens noch ein zweites, geräumiges Neben- oder Wirthschaftshaus her, gewöhnlich massiv, weil es aus der neueren Zeit stammt, und mit Ziegeldach, während alle übrigen Hofgebäude, mit einziger Ausnahme des Pferdestalles, fast allerwärts noch Fachwerkwände und das Stroh- oder Rohrdach haben, wo denn auf irgend einem sicher nicht das Storchennest fehlt.

Ihr begreift's, daß eine solche Wirthschaft in Ordnung und im tüchtigen Gange zu erhalten, kein Spiel und kein Spaß ist, und daß es, ihr draußen und drinnen vorzustehen, eines ganzen Mannes und einer rechten Frau bedarf. Sonst geht's, wie man dergleichen leider Gottes nur allzuhäufig erlebt, eben nicht und — „das Lied hat ein Ende“.

Das Dorf, das zu diesem Hofe gehört und von den Arbeiter-, Tagelöhner-Familien bewohnt wird, ist, ebenso wie der Hof, fast überall neu und daher auch regelmäßig aufgebaut. Es sind die einfachen Häuser, die wir schon oben im alten Bauerndorf kennen lernten, nur solider und sauberer, nicht mit Lehm-, sondern mit ausgemauerten Wänden und neuerdings häufig auch mit Ziegeldächern. Hübsch ist solch ein Dorf bei einem Hofe allerdings selten oder nie; es ist darin nur für das Nothwendige gesorgt, und es macht daher einen nüchternen und so zu sagen parademäßigen Eindruck, obgleich es weder an Bäumen fehlt, noch an kleinen Gärten, noch an Blumenherben vor den Fenstern. Aber es geht ihm der Reiz der Unregelmäßigkeit und des Altmodischen ab.

Was man von der schlechten Stellung dieser Leute geredet hat, ist zum großen Theil Fabel. Natürlich hängt auch hier viel vom „Herrn“ ab, ob er gut und billig, oder hart und knauserig ist, sich um die Leute bekümmert oder nicht. Im Uebrigen aber hat man hüben und drüben seine Rechte und Pflichten, welche genau bestimmt sind, und ist endlich nur für ein Jahr aneinander gebunden. Die Leute haben ihre beschränkte, aber ausreichende Wohnung, freie oder doch sehr erleichterte Feuerung und feste Arbeit mit festem Verdienst, der den Landesverhältnissen entspricht. Sie haben Garten-, Kartoffeln- und Flachsland und die Weide für eine Kuh, und das Brodkorn wird ihnen zu einem festgesetzten, bedeutend ermäßigten Preise geliefert, wozu dann außer mancherlei anderen kleineren Emolumenten durchgängig in Krankheitsfällen auch die kostenfreie ärztliche Behandlung kommt, das heißt, wenn sie dieselbe annehmen und sich nicht lieber auf ihre Kosten an einen ihrer — Geheimärzte wenden. Es kommt allerdings, wie wir vorhin schon andeuteten, auch in diesem ganzen Verhältnisse viel weniger auf das gefühlliche Recht, als auf die Observanz und auf die Persönlichkeit an.

Vordem und bis zum Jahre 1848, ja noch länger, herrschte in diesen Verhältnissen die ruhigste Ordnung und war so gut wie von keiner Unzufriedenheit die Rede. Wenn auch auf den Pachtgütern und denen, welche öfters ihre Besitzer wechselten, zuweilen, kam doch auf den alten Familiengütern ein Wechsel dieser Leute meistens so gut wie gar nicht vor: die Familien saßen dort ebenso fest, wie die Herrschaft, und es war nicht eben selten, daß einzelne den gleichen Namen trugen wie das Dorf, das heißt also, vielleicht schon seit der Entstehung desselben hier ansässig waren oder zum wenigsten seit sie überhaupt einen Familiennamen führten. Dies geschah aber hierzulande bereits seit Jahrhunderten. Manche von ihnen waren im Laufe der Zeit nach ihrer Art sehr wohlhabend geworden und hatten wohl ihren eigenen freien Besitz in einem Häusler- oder Kolonistendorf, ohne darum aus ihrer alten Heimat und ihren alten Verhältnissen zu scheiden, und Andere trugen ihre Ersparnisse zum „Herrn“, daß er sie anlege und ihnen verzinse. — Diese patriarchalischen Verhältnisse haben seit dem mehrfach genannten Jahre und



Herrenschloß mit Park (Schloß Canin).

sicherlich nicht am wenigsten in Folge des gleichfalls schon erwähnten, auch wieder seit damals steigenden Güterhandels, sich leider sehr verändert und hie und da vollständig ein Ende genommen. Erst seitdem kennt man die Auswanderung, den Arbeitermangel und — erst seitdem wurde die Niederlassung in den Städten eine fast unbeschränkte — das Proletariat.

Hinter dem Herrenhause und, wo Platz ist, auch zu seinen Seiten, breitet sich der Garten aus, größer oder kleiner, einfacher oder kunstvoller, wie es der Geschmack und die Mittel den Besitzern erlauben. Doch kann man überall, wo die Wirthschaft in Ordnung, bemerken, daß er nichts weniger als ein Stiefkind ist, sondern daß ihm die sorgfältigste Pflege und meistens warme Liebe zugewendet wird. Er muß ebenso gut, wie alles übrige seinen Ertrag gewähren, aber man will auch Vergnügen an ihm haben und es sich in ihm wohl sein lassen. Und da man nur ausnahmsweise mit unergiebigem Boden zu kämpfen hat, da sich überall alte Bäume, wo nicht ganze Wäldchen erhalten finden und der Wasserreichthum des Landes bedeutend ist, so lohnt das fröhlichste Gedeihen die Arbeit und Pflege und der Geschmack findet reiche Gelegenheit, sich in den verschiedenartigsten Anlagen zu offenbaren. Daher ist es denn auch für den Besucher fast überall eine Freude, durch diese Gärten zu gehen, und er versteht die Freude, welche die Besitzer selber an ihnen haben.

Ist doch schon der Küchen- oder Gemüsegarten in seiner Ausdehnung, seiner Ordnung, seinem Reichthum eines freundlichen und bewundernden Blickes werth, mit allem, was sich an ihn anschließt, dem sauberen Bienenhause hier, der langen Reihe von Treibeeten dort, und müssen doch auch die zahlreichen, gesunden und kräftigen, alten und jungen Obstbäume unsere Aufmerksamkeit erregen. Man legt hier mit allem Recht einen sehr hohen Werth auf reichliches, gutes und feines Dörr-, Koch- und Tafelobst und widmet ihm die sorgfältigste Pflege, denn es bildet ein Hauptnahrungsmittel in diesen Gegenden. Zum Mosten, wie im südlichen Deutschland, reichen die Quantitäten allerdings nicht aus — dies Getränk ist im Norden ja überhaupt auch so gut wie völlig unbekannt —, sind im Uebrigen aber immerhin äußerst bedeutend, und die feineren Arten stehen an Zahl und Güte den süddeutschen nicht

im entferntesten nach. Der Widerspruch zwischen dieser Thatfache und dem doch um vieles ungünstigeren Klima, über den manche Süddeutsche nicht fortkommen können, löst sich auf das Einfachste, wenn man erwägt, daß die Ungunst der klimatischen Verhältnisse, d. h. die Unbeständigkeit der Witterung, vollkommen aufgewogen wird durch die unausgesetzte und ganz besondere Sorgfalt und Pflege, welche man hier in durchschnittlich viel höherem Maße den Schülern zuwendet. Wo dieselbe bei einzelnen Züchtern im Süden die gleiche ist, sind selbstverständlich auch die Erfolge wiederum um vieles günstigere.

Aber auch die eigentlichen Zier- und Blumengärten und Parks zeugen nicht weniger von der Pflege, der Liebe und dem Geschmac ihrer Besitzer. Es finden sich hier und dort Anlagen dieser Art, die auch den höchsten Ansprüchen genügen, kleine Paradiese, wo sich alles vereint, was das Auge entzückt und das Herz bezaubert. Die sanftesten Rasenplätze und die duftvollsten und farbenreichsten Blumenpartien, die prächtigsten, aus alter Zeit erhaltenen Hecken und Berceaux und wieder die reizendsten Gebüschgruppen, schattige Alleen und lauschige Waldwege, die stillsten Tiefen und die anmuthigsten Durchblicke. Hier im versteckten Grunde ein Teich, der von Goldfischen wimmelt, dort ein spiegelklarer See, auf dem die Schwäne dahingleiten und bunte Enten sich tummeln; da ein breiter Kanal, der sich bald durch die Anlagen zieht, bald die Grenze bildet. Und zu dem allem ein großer Reichtum an den schönsten und kraftvollsten Bäumen, zwischen denen auch nicht selten wahre Prachtexemplare begegnen. Man findet fast durchgängig Sinn und Pietät für diese alten Bursche.

So stehen hier jene Tannen, die uns schon weit in die Ferne hinaus begrüßten. Sie haben an Stärke und Gesundheit, an Höhe und vollendeter Ebenmäßigkeit weit und breit nicht ihresgleichen. So denken wir mit Liebe zurück an zwei uralte Linden, die auf einer anderen Stelle das Haus hüben und drüben beschatten und beschirmen, mit klasterdicken, weit über das Dach hinausragenden Stämmen und einen mächtigen Umkreis laubenartig überwölbenden Kronen. Und so könnten wir von hier erzählen und von dort. Denn ob auch nicht alles, was wir eben zusammenstellten, überall im gleichen Verein und in gleicher Schönheit zu finden ist, — das eine oder andere Stückchen davon treffen wir dennoch fast allerwärts und fühlen uns stets dadurch angeheimelt.

